

Predigt beim Ökumenischen Gottesdienst der ACK in Köln

31. Januar 2009

Otto Hermann Pesch, München

Thema: „Damit ihr Hoffnung habt“

Lesung: 1 Petr 1,17-23 in Verbindung mit 3,13-17.

Zielsatz: Unsere Hoffnung ist nicht der Ökumenische Kirchentag, sondern Gott, den wir gemeinsam auf dem Ökumenischen Kirchentag bezeugen wollen.

Einleitung: Zauberwort „Hoffnung“

Haben sich die Gestalter des Ökumenischen Kirchentages nicht vergriffen, als sie als dessen Motto ausgaben: „Damit ihr Hoffnung habt“? Gewiss, es ist ein Zitat – ein Zitatsplitter! - aus dem Ersten Petrusbrief (1,21), und wir werden darüber noch nachzudenken haben. Aber wie sehr ist doch das Wort „Hoffnung“ zum Allerweltswort geworden! Fragen Sie sich selbst ganz ehrlich: War nicht womöglich der erste spontane Gedanke, als Sie dieses Motto des Kirchentages zur Kenntnis nahmen: „Aha, der Ökumenische Kirchentag soll uns Hoffnung auf mehr Gemeinsamkeit zwischen den getrennten Kirchen machen!“? Als ob ein Ökumenischer Kirchentag Probleme lösen könnte, die bisher, durch wessen Schuld auch immer, sich nicht lösen ließen!

Andererseits, wir haben natürlich die gewaltigen großen Worte des Apostels Paulus im Gedächtnis: „Für jetzt aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei. Das Größte unter ihnen aber ist die Liebe“ (1 Kor 13,13). Glaube, Hoffnung und Liebe also als Zusammenfassung des ganzen Christseins in dieser Welt, bis wir Gott von Angesicht zu Angesicht schauen dürfen! Martin Luther hat bekanntlich zeitlebens mit diesem Text gerungen und große Mühe gehabt, dagegen seine Lehre festzuhalten, dass der „Glaube allein“ uns vor Gott gerecht macht. Aber derselbe Paulus kann an anderer Stelle das ganze Christsein im Wort „Hoffnung“ zusammenfassen: „Wir sind gerettet, doch in Hoffnung. Hoffnung aber, die man sieht, ist keine Hoffnung“ (Röm 8,24). Fürwahr, ein großes biblisches Wort: „Hoffnung“! Und etwas davon schwingt noch heute mit, wenn ein großer, entschieden nicht-christlicher Philosoph, Ernst Bloch, sein wohl wichtigstes Buch unter den Titel stellt: „Das Prinzip Hoffnung“. Weil er kein Christ ist, kann nicht Gott das Ziel seiner Hoffnung sein. Vielmehr ist der immer bessere Mensch, die immer bessere menschliche Gesellschaft das Ziel der Hoffnung. Dieses Streben, dieses „Prinzip“ trägt jeder Mensch in sich, dadurch ist er Mensch, und er hört auf, Mensch zu sein, wenn er dieses „Prinzip Hoffnung“ aufgibt. Was aber ist aus dem großen Wort „Hoffnung“ in unserer Alltagssprache geworden! „Ich hoffe, es wird schon alles gut gehen!“ „Hoffentlich spielt das Wetter mit (im Urlaub nämlich)!“ „Hoffentlich kommt der Zug pünktlich an!“ Aber auch ernsthafter: „Ich hoffe, ich verliere nicht meinen Arbeitsplatz.“ „Ich hoffe, nicht lange krank zu werden, bevor ich sterben darf.“ Und aus dem großen „Prinzip Hoffnung“ wird der böse Slogan: „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“

Wir können uns gegen solchen regelrechten Verfall großer Worte des Glaubens nicht wehren – müssen es auch nicht, wie ja auch damals, zur Zeit des Apostels Paulus, das Wort „Hoffnung“, „hoffen“ auch ganz Alltägliches bedeuten konnte. Immerhin, ein wenig

Achtsamkeit steht uns Christen wohl an, die großen Worte des Glaubens nicht in die totale Inflation geraten zu lassen. Wie wir nicht leichtfertig „glauben“ sagen sollten, wenn wir „meinen“ meinen, so könnte es auch einmal gut sein, nicht „hoffen“ zu sagen, wenn wir „erwarten“ oder „vorausberechnen“ meinen.

Nun aber lautet das Motto: „Damit ihr Hoffnung habt!“ Und ganz gewiss ist das nicht alltäglich gemeint. Was also? Worum geht es?

Hauptteil: Gott – unsere Hoffnung

I. DIE BOTSCHAFT DES ERSTEN PETRUSBRIEFS

Denken wir zunächst einmal etwas genauer über den Text aus dem Ersten Petrusbrief nach, den wir gehört haben.

1. Die Christen in der Fremde

Der Verfasser des Briefes, der sich hinter der Autorität des „Petrus, Apostel Jesu Christi“ versteckt, schreibt von „Babylon“ aus (5,13), also von Rom aus „an die Auserwählten, die als Fremde in Pontus, Galatien, Kappadozien, der Provinz Asien und Bithynien in der Zerstreung leben“ (1,1). Die uns nicht mehr geläufigen Namen sind Gegenden im nördlichen und westlichen Kleinasien, also im Gebiet der heutigen Türkei. Die Aufzählung zeigt, dass der christliche Glaube sich schon ziemlich weit verbreitet hat. Es gibt im Osten des römischen Reiches schon viele Gemeinden. Das ist, durchaus im Unterschied zu den anderen Weltreligionen, für immer ein bewundernswertes Faktum und ein Argument zugunsten des christlichen Glaubens: Er hat sich in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts und dann erst recht im zweiten Jahrhundert aus kleinsten Anfängen allein durch seine Überzeugungskraft verbreitet, anfangs auch vorwiegend in der sozialen Unterschicht (1 Kor 1,26!) und unter Verfolgungen. Zur Zeit des ersten Petrusbriefes scheint aber gerade keine Verfolgung im Gange. Der Verfasser ermahnt zur Loyalität gegenüber Kaiser und Statthaltern (2,11-17). Wohl aber werden die Christen beschimpft und verleumdet, ausgegrenzt – auch dies haben wir in der Lesung gehört (3,13-17). Der Apostel ermutigt und ermahnt seine Leser, durchzuhalten in der Gemeinschaft mit dem leidenden Christus (4,12-19).

2. Die Hoffnung und der Glaube

In diesem ganzen Zusammenhang fällt das Wort von der Hoffnung. Das Motto des Kirchentages ist allerdings ein verkürztes Zitat. Der ganze Satz lautet: „Durch ihn [Christus] seid ihr zum Glauben an Gott gekommen, der ihn von den Toten auferweckt und ihm die Herrlichkeit gegeben hat, *so dass ihr an Gott glauben und auf ihn hoffen könnt*“ (1,21, Ökumenische Einheitsübersetzung). Martin Luther übersetzt, wie es jetzt das Motto ist: „...*damit ihr Glauben und Hoffnung zu Gott habt*“. Wie das? Meinten die Veranstalter, den Glauben weglassen zu können? Bleibt nur noch die Hoffnung, egal wie es um den Glauben steht? Aber keine Sorge! Glaube und Hoffnung sind im Neuen Testament stets aufs Engste verbunden. So eng, dass man zuweilen „Hoffnung“ sagen kann, wo man „Glauben“ erwartet. Eine wichtige Stelle bei Paulus haben wir schon genannt: Wir sind in Hoffnung gerettet. „Hoffnung aber, die man sieht, ist keine Hoffnung“ (Röm 8,24). „Nicht-Sehen“, das verbinden wir doch gemeinhin mit dem Glauben! Und der Verfasser des ersten Petrusbriefes wird kurz nach unserem Text sagen: „Seid stets bereit jedem, Rechenschaft zu geben von der Hoffnung, die euch erfüllt“ (3,15). Sollen wir nicht Rechenschaft geben von unserem *Glauben*?

Aber man kann die Austauschbarkeit von Glaube und Hoffnung gut verstehen. Die Christen in Kleinasien sind ja unter Druck, sie leiden um ihres Glaubens willen. Von der Wirklichkeit

des Reiches Gottes, an das sie glauben, ist nichts zusehen. Nur die *Hoffnung* auf den Herrn, der ihnen in die Herrlichkeit bei Gott vorangegangen ist, ist der Anker, an dem sie sich im Leiden festhalten und gewiss sein können, dass das Leiden nicht das letzte Wort hat. Nicht der Unterschied zwischen Glaube und Hoffnung, über den dann die spätere Theologie so viel und gründlich nachgedacht hat, ist hier wichtig, sondern der Zusammenhang, ja der Vorrang der Hoffnung vor dem Glauben, der dennoch die Grundlage bleibt.

3. Die Hoffnung – kein Besitz

Nur eines wird aus den Texten des biblischen Zeugnisses deutlich: Eigentlich ist es problematisch, davon zu reden (wie es auch Luther tut), dass wir Hoffnung *haben* sollen. Nicht nur, dass uns die Hoffnung geschenkt wird wie der Glaube auch. Es ist der Heilige Geist, der uns den Glauben schenkt. „Niemand kann sagen: Herr ist Jesus; außer im Heiligen Geist“ (1 Kor 12,3). Im Klartext: Niemand kann das Glaubensbekenntnis sprechen außer aus der Bewegung durch den Heiligen Geist heraus. Dasselbe gilt von der Hoffnung. Aber noch mehr!

Der zitierte vollständige Text des Kirchentagsmottos verweist ja auf die Herrlichkeit Jesu Christi bei Gott, *so dass* ihr Glauben und Hoffnung zu Gott haben könnt. Also: die Herrlichkeit Christi erschließt den Glaubenden gleichsam den Luftraum, in dem der Glaube atmen kann und in dem darum die Hoffnung Festigkeit gewinnen kann. Die Hoffnung ist weit mehr als eine spezielle „Tugend“, wie die spätere Theologie sie nennen und gegen andere Tugenden abgrenzen wird. Die Hoffnung ist daher auch kein Besitz, schon gar kein erworbener und eigenmächtig erobeter Besitz, sondern *eine Existenzweise* – die Lebensweise derer, die auf den Namen Jesu hin an den unsichtbaren Gott glauben können und darum an ihrem Leben und Leiden nicht verzweifeln, weil sie mit Gewissheit erwarten, dass Gott auf sie wartet am Ende des Leidens.

Soweit eine Auslegung des Textes aus dem Ersten Petrusbrief!. Was aber sagt das uns? Was sagt die Hoffnung der Christen des ersten Jahrhunderts in Kleinasien uns in Europa, im Deutschland des Jahres 2010?

II. UNSERE HOFFNUNG - HEUTE

1. Hoffnung auf den Kirchentag?

Nein! Welche denn? Dass wir ökumenische Probleme lösen, womöglich durch Druck auf unsere Amtsträger, durch eine Art „Revolution in der Kirche“? Nein, ganz im Gegenteil: Wir kommen auf dem Ökumenischen Kirchentag zusammen, weil wesentliche Probleme des Ökumenischen Miteinanders gelöst *sind*! Oder kann sich heute noch jemand vorstellen, dass Katholiken noch in den 40er Jahren in einem evangelischen Gottesdienst nicht mitbeten und mitsingen, sondern nur „passiv dabeistehen“ durften? Dass in dem Film „Nachtwache“ von 1947 die Schluss-Szene für die Aufführung in katholischen Gegenden nachgedreht werden musste, weil dort nach dem ursprünglichen Drehbuch ein katholischer Kaplan in einem lutherischen Gottesdienst die Lieder mitgesungen hat? Dass noch in den 60er Jahren ein Aufsatz eines evangelischen Theologen erschien, der meinte, Katholiken und Lutheraner könnten nicht ehrlich gemeinsam das Vaterunser beten, weil beide schon bei dem Wort „Vater“ für Gott unterschiedliche Gedanken im Kopf haben müssten, wenn sie ihrem Bekenntnis treu bleiben wollten? Es wäre leicht, noch eine Vielzahl solcher makabren Anekdoten zu erzählen!

Nein, solches haben wir heute hinter uns. Wir feiern den 2. Ökumenischen Kirchentag – eigentlich schon den 3., wenn wir das „Ökumenische Pfingsttreffen“ in Augsburg 1971 mitzählen! -, weil wir, spät genug, erfahren und gelernt haben, dass unsere Kirchen zwar noch manche ungelösten Probleme miteinander haben – Probleme, bei denen nicht nur ich

manchmal mit einem Stoßseufzer denke: Die Probleme möchte ich auch einmal haben! -, aber keine mehr, die uns hindern, gemeinsam unseren Glauben und unsere Hoffnung zu bekennen und in Liebe die Konsequenzen für ein Miteinander ziehen, bei denen notwendiger Streit um die immer bessere Auslegung des Evangeliums von der Menschenfreundlichkeit Gottes nur ein innerchristlicher Familienstreit sein kann. Und so dürfen wir auch eine Hoffnung auf den Ökumenischen Kirchentag richten, dass er nämlich vor aller Welt deutlich macht: „Die Trennung ging nie bis in die Wurzel“ (Papst Johannes Paul II. zum Jubiläum des Augsburger Bekenntnisses von 1530 im Jahre 1980). Und: „Viel mehr ist, was uns eint, als was uns trennt.“

2. *Christen in der Fremde?*

Trifft dann die Situation des Ersten Petrusbriefes nicht mehr auf uns zu? Sind wir eine beschimpfte und verleumdete Minderheit am Rande der Gesellschaft? Äußerlich zweifelsohne nicht! Die Christenheit insgesamt ist die größte Religionsgemeinschaft in der Welt. Wir sind, wie man in Deutschland sagt, eine „gesellschaftlich relevante Gruppe“, teilweise als öffentlich-rechtliche Körperschaft, und als solche denn auch in allerlei politischen und gesellschaftlichen Gremien vertreten: in Ethikräten, Rundfunkräten, Integrationskommissionen, politischen Arbeitsgemeinschaften usw. Wir haben Schulen und Krankenhäuser in kirchlicher Trägerschaft, kirchennahe Verlage und Zeitschriften, Sendeplätze in Funk und Fernsehen, Vertreter in Talkshows, Fakultäten und Lehrstühle an den Universitäten – und, nicht zu vergessen, je nachdem staatlich eingezogene Kirchensteuer. Über öffentliche Geltung können wir uns wahrlich nicht beklagen. Von Marginalisierung keine Spur – so wenig, dass sich manche schon über diesen Einfluss „der Kirchen“ auf die Politik beschweren.

Denn auch das kann keinem Zweifel unterliegen: Es gibt in unserem Land (und in Europa) eine wachsende Distanzierung nicht nur von den Kirchen, sondern vom christlichen Glauben überhaupt. Da ist einerseits ein zunehmend aggressiver Atheismus, der im Namen der Naturwissenschaft meint, den christlichen Glauben an Gott verhöhnen zu dürfen („Gotteswahn“) und ihn gleichzeitig gern verantwortlich machen will für die Gewalt in der Welt. Denn was könne bei einem konsequenten Glauben an den einen und einzigen Gott anderes herauspringen als Intoleranz und Gewalt gegen Andersdenkende? Und da sind auch „fremde“ Menschen, die zu uns kommen, andere Religionen, die ihre eigene Attraktivität entfalten und Menschen dazu bringen, sich zu ihnen zu bekehren: der Islam mit seinen vermeintlich einfachen religiösen Pflichten; der Buddhismus mit seinem Angebot an besserem Wohlfühl und seinem Programm der Selbsterlösung von Schuld und Leid. Nein, „in der Fremde“ sind wir noch nicht – und beschimpft und verleumdet nur selten. Wohl aber in einer Situation, wo vieles Fremde auf uns einströmt, worauf wir nicht auf Anhieb eine Antwort haben. Und das kann zunehmen. Wer wagt sich vorzustellen, wie es am Ende des 21. Jahrhunderts um die Kirche steht? Um die *Kirchen*, wenn sie nach wie vor nicht zu einer auch sichtbaren Gemeinschaft finden, die glaubwürdig für den Gott Jesu Christi vor der ganzen Menschheit Zeugnis ablegt? Und deshalb ist es so wichtig, dass wir mit dem Ökumenischen Kirchentag nach unserer Hoffnung fragen und sie gemeinsam bezeugen. Darum also:

III. WORAUF HOFFEN WIR?

1. *Nicht nur auf das ewige Leben*

Das ist – leider – eine theologische Tradition, die eine Engführung herbeigeführt hat: Die Hoffnung richtet sich darauf, dass Gott in der Ewigkeit vollende, was er in seiner Gnade durch den Glauben an Jesus Christus mit uns begonnen hat. Nicht von ungefähr begründet ja

auch der Erste Petrusbrief unsere Hoffnung mit dem Hinweis auf den verherrlichten Christus in Gottes Ewigkeit. Und die anderen Texte des Apostels Paulus sagen ja dasselbe: Die Hoffnung ist gleichsam die Platzhalterin der kommenden Rettung für die Zeit dieses irdischen Lebens mit seiner Drangsal. Das alles ist richtig. Aber gerade wenn wir in Hoffnung uns auf das erlösende Handeln Gottes hin ausstrecken, dann können wir dieses irdische Leben nicht mehr anschauen wie Menschen ohne diese Hoffnung. In der Tat: Ohne diese Hoffnung können wir nur dem redlichen Atheisten zustimmen, wenn er sagt: „Die Wirklichkeit ist wie sie ist; es kommt wie es kommt – frage nicht weiter, es gibt keine Antwort. Sei bescheiden und tue das wenige Gute, das wir in dieser verrückten Welt tun können!“ Und gegenüber dem Tod, der alles zu Ende bringt, gilt dann, was wiederum der Apostel Paulus den Thessalonichern schreibt, wenn er sie mahnt, nicht zu trauern „wie die anderen, die keine Hoffnung haben“ (1 Thess 4,13).

Und doch ist die Hoffnung darauf, „wenn wir heimfahraus diesem Elende“ (Gotteslob Nr. 248) nicht alles.

2. Die „egoistische“ Seite der Liebe

Zu allen Jahrhunderten haben die Theologen und die Prediger darüber nachgedacht nicht nur, wieso die Dreiheit „Glaube, Hoffnung und Liebe“ der Inbegriff des ganzen Christenlebens sei, sondern auch darüber, wie denn diese drei Grundhaltungen zu unterscheiden seien. Der Grund dafür ist ganz einfach zu begreifen. Lange Jahrhunderte und zum Teil bis in unsere Zeit hat man gläubig daran gedacht, dass die Bibel Wort für Wort Gottes eigenes Wort ist. Wir wissen heute durch die – eben darum lange umstrittene – historische Bibelforschung, dass man es so eng nicht sehen darf, und das macht die Bibel deshalb nicht unglaubwürdiger, sondern kann ganz neue Freude an der Bibel wecken, weil wir jetzt hinter ihr *Menschen* sehen, die wie auch wir alle mit *ihrem* Kopf und Herzen um die Fragen ihres Glaubens ringen. Aber das ist eine andere Geschichte, die wir jetzt hier nicht weiter verfolgen können.

Immerhin, wo man so dachte, wie beschrieben, wo man gleichsam die Bibel als „Gottes eigene Theologie“ verstand, da war die logische Schlussfolgerung: Gott muss sich doch etwas dabei gedacht haben, wenn er in seinem Wort „Glaube, Hoffnung und Liebe“ *unterschieden* und so zusammengestellt hat. Dem muss der menschliche Theologe nachdenken und gewissermaßen die Gedanken Gottes nachzuvollziehen versuchen.

Das Ergebnis war: „Glaube, Hoffnung und Liebe“ sind die „drei göttlichen Tugenden“ oder auch die „drei theologischen Tugenden“, die wir uns nicht selbst durch Übung erwerben, die vielmehr Gottes Gnade in unser Herz „ausgießt“, wie es schon Paulus ausdrückt: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist“ (Röm 5,5b). Und im selben Atemzug charakterisiert der Apostel auch den Unterschied zur Hoffnung: *Weil* die Liebe Gottes in unsere Herzen ausgegossen ist, *deshalb* „lässt die Hoffnung [uns] nicht zugrunde gehen“ (Röm 5,5a). Die Liebe Gottes in unseren Herzen ist reines Geschenk, und unsere Liebe zu Gott ist reine Freundschaft mit Gott, wie der große Thomas von Aquin sagt (*Summa Theologiae* II-II 23,1). Aber weil das so ist, dürfen wir von Gott erwarten, dass wir nicht zugrunde gehen. Die Hoffnung ist gleichsam die „egoistische“, die auf uns bezogene Seite der Liebe. Allen Ernstes: *Weil* wir durch den Glauben in Gottes Liebe geborgen sind, dürfen, ja *sollen* wir ganz „egoistisch“ etwas von Gott erwarten; sollen, dürfen wir Gott bei seiner Liebe behaften, dass er uns nun auch nicht loslässt und uns „rettet“ in der umfassenden Art, wie das biblische Zeugnis von solcher Rettung spricht.

3. Der Maßstab für diese Erde

Das Alte Testament, der Glaube Israels konnte davon viel handfester, ja viel unverschämter reden als die Christen des Neuen Testaments es noch wagten. Denn weil im Alten Testament erst ganz spät jene Hoffnung auf die Auferweckung der Toten und ewiges Leben bei Gott aufkeimte (an die Jesus dann anknüpfte), deshalb richtete sich alle Hoffnung auf die irdischen

Verhältnisse. Und weil man eben dafür alle Hoffnung auf Gott setzte, wurde die Hoffnung zum Maßstab für die Gestaltung der irdischen Verhältnisse. Hoffnung auf Gott setzen hieß: Gerechtigkeit für die Armen, die Witwen und Waisen; Widerstand gegen Egoismus und Gewalt der Mächtigen und Reichen, Frieden in der Familie, zwischen den Generationen und im Gemeinwesen und unter den Königreichen, Einmütigkeit unter den Menschen in der Verehrung des einen und wahren Gottes. Wir Christen können davon immer wieder lernen. Hoffnung richtet sich nicht zuerst darauf, so schnell wie möglich dem Elend dieser Welt entkommen zu dürfen, sondern zuerst einmal darauf, das, worauf man hofft, den Frieden Gottes, unter den Menschen fühlbar zu machen und ihn wirklich werden zu lassen. Hoffnung auf Gott zum Maßstab der irdischen Verhältnisse zu machen heißt: gleichsam eine Oase der kommenden Welt anlegen in der Wüste der gegenwärtigen Welt – in der Hoffnung, dass am Ende Gott selbst aus der Oase eine blühende ganze Welt macht.

4. Und wenn alles vergeblich ist?

Das bedeutet ganz praktisch: Auch das kleinste Gute, das wir aus dieser Hoffnung heraus tun, ist nicht vergeblich. Der Schluck Wasser für den Dürstenden wird nach den Worten Jesu nicht ohne seinen Lohn bleiben (Mt 10,42). Dabei wissen wir: Nicht wir sind es, die die neue Erde und den neuen Himmel heraufführen. Nicht wir schaffen das Paradies auf Erden. Unser Leben auf dieser Erde wird – wie der Apostel sagt – nie aus der Situation der Hoffnung herauskommen. Aber mitten in allem vergeblichen Bemühen, mitten in allen Frustrationen, mitten unter dem Spott derer, die uns Christen naive Utopien vorhalten, gilt, was der berühmte Erzbischof Helder Camara, einer der Pioniere der „Theologie der Befreiung“ in Lateinamerika, einmal in den wunderbaren Satz zusammenfasste: „Wir Christen haben den längeren Atem.“ Denn: Wir haben Hoffnung auf Gott.

Schluss und Zusammenfassung

Fassen wir zusammen! Das Wort aus dem Ersten Petrusbrief spricht uns an als die, die mitten in einer äußerlich komfortablen Situation der Kirchen zunehmend in dieser Welt fremd werden – angegangen von allerlei Zeitströmungen, die unseren Glauben für eine durch nichts auszuweisende schöne Mythologie über die raue Weltwirklichkeit halten. In dieser Situation bekommt der Glaube in Gestalt der Hoffnung seine besondere Zuspitzung – so sehr, dass er schon im Neuen Testament oft geradezu gleich gesetzt wird mit einer Hoffnung, die weiß, dass unsere eigentliche Heimat im Himmel bei Gott ist, auf die wir hier nur warten können. Darum: *Unsere Hoffnung ist nicht der Ökumenische Kirchentag, sondern Gott. Aber der Ökumenische Kirchentag kann und soll diese Hoffnung über alle konfessionellen Grenzen hinweg vor aller Welt bezeugen und deutlich machen.* Was immer die Skeptiker dazu sagen und denken mögen, wir lassen uns von diesem Glauben und darum von dieser Hoffnung auf den Gott, der allem Elend und allen Rätseln dieser Welt gewachsen ist, nicht abbringen. Mit den Mitteln, die einem Christenmenschen wohl anstehen, treten wir damit gut und gern in die Auseinandersetzung mit einem zunehmenden antichristlichen Zeitgeist ein. Denn wir wissen: Die Liebe Gottes, die uns umfängt, gibt uns das Recht, von diesem Gott ganz „egoistisch“ etwas zu erwarten. Und nichts ist vergeblich, was wir aus dieser Erwartung heraus in dieser Welt Gutes zuwege bringen, weil es eine Oase der kommenden Welt ist. Und darum ist die Zusammenfassung der Zusammenfassung beschlossen in dem Schluss-Satz jenes alten Gebetes der Christenheit aus dem 6. Jahrhundert, des *Te Deum laudamus*: „*In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum.* Auf dich, Herr, habe ich meine Hoffnung gesetzt. In Ewigkeit werde ich nicht zuschanden.“

Predigttext: 1 Petr 1,13-23

Deshalb umgürtet euch und macht euch bereit! Seid nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch bei der Offenbarung Jesu Christi geschenkt wird. Seid gehorsame Kinder, und lasst euch nicht mehr von euren Begierden treiben wie früher, in der Zeit eurer Unwissenheit. Wie er, der euch berufen hat, heilig ist, so soll auch euer ganzes Leben heilig werden. Denn es heißt in der Schrift: Seid heilig, denn ich bin heilig. Und wenn ihr den als Vater anruft, der jeden ohne Ansehen der Person nach seinem Tun beurteilt, dann führt auch, solange ihr in der Fremde seid, ein Leben in Gottesfurcht.

Ihr wisst, dass ihr aus eurer sinnlosen, von den Vätern ererbten Lebensweise nicht um einen vergänglichen Preis losgekauft wurdet, nicht um Silber oder Gold, sondern mit dem kostbaren Blut Christi, des Lammes ohne Fehl und Makel. Er war schon vor der Erschaffung der Welt dazu ausersehen, und euretwegen ist er am Ende der Zeit erschienen. *Durch ihn seid ihr zum Glauben an Gott gekommen, der ihn von den Toten auferweckt und ihm die Herrlichkeit gegeben hat, so dass ihr an Gott glauben und auf ihn hoffen könnt.*

Der Wahrheit gehorsam, habt ihr euer Herz rein gemacht für eine aufrichtige Bruderliebe; darum hört nicht auf, einander von Herzen zu lieben. Ihr seid neu geboren worden, nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen: aus Gottes Wort, das lebt und bleibt.